

beim Umgang mit «Heimat». Jüngere Menschen würden das bereits vorleben, und Abschottungstendenzen oder gar Fremdenfeindlichkeit seien bei ihnen weitaus weniger sichtbar als bei älteren Generationen. Auch Selbstironie à la Thaddäus Troll gegenüber den eigenen Schwächen helfe zuweilen, andere Herkünfte nicht zu distanzierend und abwertend zu betrachten.

In einem weiteren Kapitel spricht Muhterem Aras davon, wie es ihrer Familie und ihr gelang, auf den Filchern Heimat zu finden und Heimatgefühl zu entwickeln. Sie erzählt von dem schweren Stand in der türkisch-kurdischen Community, weil sie rascher als andere in der deutschen Gesellschaft angekommen waren. Davon ausgehend reflektiert sie sehr kritisch aus eigenem Erleben die oft schwierige Rolle der «Gastarbeiter» in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Auf die Frage, was die Politik tun kann, um die Leistungen von Zuwanderern besser zu würdigen, meint Aras, man solle öfters betonen, dass die Vielfalt, dieser kulturelle Reichtum und die Potenziale, die Zuwanderer mitbringen, (...) mit keinem Geld der Welt zu kaufen sind. Wenn ein Kind, so Aras, in einem bilingualen Elternhaus mit Deutsch, Englisch oder Französisch aufwächst, finden das alle ganz toll. Wachse aber ein Kind mit Deutsch und Türkisch auf, würdige das niemand. Im Gegenteil, es würde sogar oft als hinderlich für die Integration angesehen. Unter dem Strich erlebe sie aber, dass die Migrationsgeschichte sich seit einigen Jahren zum bereichernden Element in unserer Gesellschaft entwickle.

Die «offene Gesellschaft» schließlich ist das Modell von Muhterem Aras und Hermann Bausinger, auf das eine gedeihliche Zukunft unserer Gesellschaft gegründet sein müsse. Heimat und Vielfalt schlossen einander nicht aus, sondern – im Gegenteil – bedingen einander: *Die Heimat verteidigen – das ist oft eine Parole der Abschottung und Ausgrenzung. Aber in einer mobilen Gesellschaft lassen sich heimatliche Verhältnisse nur aufrechterhalten, wenn auch die Zugewanderten einbezogen werden*, unterstreicht Bausinger. Aras stimmt dem zu: *Integ-*

ration bedeutet für mich nicht Assimilation. (Dies) würde ja bedeuten, dass ich meine Herkunft verleugne. Insofern lehnt sie den Begriff «Leitkultur» völlig ab, weil er eben auch ausgrenze, statt zusammenzuführen.

Die vorstehenden Zitate und Zusammenfassungen bilden das Gespräch letztlich nur unzureichend ab. Der Dialog macht an vielen Stellen die Komplexität deutlich, die der Heimatbegriff in sich trägt. Schnell gelangen die beiden Protagonisten bei Fragen des Islam und Islamismus, Religionsfreiheit und Grundgesetz, Rassismus, falschen Statistiken, Dirndl auf dem Volksfest, demokratischem Grundverständnis und Europa an. Zwei Menschen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft, mit unterschiedlicher Sozialisation und andersartiger beruflicher Laufbahn führen uns in diesem unterhaltsamen, nachdenklich machenden und teils auch beschämenden Dialog vor, dass ausgerechnet «Heimat» – von der die meisten Menschen glauben, sie hätten eine – etwas ist, das am wenigsten zu einem Massenbegriff taugt. Heimat, so versteht es Muhterem Aras, ist eine gewaltige Aufgabe, die sich nicht von alleine erledigt, schon gar nicht durch eine Definition: *Verstehen und verstanden werden – das ist Heimat.*

Um auf den Titel des Buches zurückzukommen: Nein, Heimat kann nicht weg, denn sie entsteht

permanent neu. Wer verstehen will, wie Vielfalt und Heimat zusammenhängen, macht mit der Lektüre dieses Buches alles richtig. Bernd Langner

Ulrich Gaier und Monika Küble
Der politische Mörrike und seine radikalen Freunde.

Wallstein Verlag Göttingen 2019.
338 Seiten mit 45 Abbildungen.
Fest gebunden € 28,-.
ISBN 978-3-8353-3539-4

«Beim Häuten der Zwiebel» – unter diesem Titel publizierte Günter Grass seine Autobiographie, in der er Schicht um Schicht die Phasen seines Lebens präsentiert. Das gleiche Bild lässt sich auch auf das Nachleben von Literaten beziehen, deren Werk im Lauf der Zeiten ja unterschiedlichen Sichtweisen unterliegt. Eduard Mörike ist ein Musterbeispiel dafür: Lange war er der gemütvoll und fromme Pfarrer, bis man seine Zweifel und seine Flucht aus dem geistlichen Amt ernst nahm. Danach galt er oft als hypochondrischer Freund privater Gemütlichkeit, bis man die von physischen und psychischen Belastungen bestimmte Mühsal seines Lebens erkannte und umso mehr die souveräne Heiterkeit in Teilen seiner Dichtung bewunderte. Und nun öffnet sich eine neue Perspektive: «Der politische Mörrike und seine radikalen Freunde» ist der Titel des Buchs von Ulrich Gaier und Monika Küble, das im Wallstein Verlag erschienen ist.

Ulrich Gaier, emeritierter Germanistikprofessor der Universität Konstanz, hat im letzten Jahrzehnt in einigen Einzelstudien begonnen, mehr oder weniger geheime politische Motive und Botschaften in Mörikes Dichtungen ans Licht zu holen, und er bietet jetzt einen Überblick über das gesamte Werk unter diesem Aspekt. Das reicht von den Gedichten über die dramatischen Entwürfe, Vernovellen und die vielfältigen Erzählungen bis zu gelegentlichen, allerdings seltenen Äußerungen in Mörikes Briefen. Die Funde können hier nicht alle angeführt werden; aber an zwei Beispielen sollen die Methoden angedeutet werden – die Methode Mörikes, politische Befunde



zu tarnen, und die Methode Gaiers, solche Partien zu entdecken und hervorzuheben.

In Mörikes Künstlerroman «Maler Nolten», für den er trotz mehrfacher Anläufe keine ihn befriedigende Fassung fand, baut er das Zwischenstück «Der letzte König von Orplid» ein, zu dem der Maler die Bilder für eine Art frühen Dia-Vortrag beisteuert. Es handelt sich bei der dramatischen Skizze um eine Co-Produktion mit seinem Studienfreund Ludwig Amandus Bauer, der direkt an der Niederschrift mitwirkte und der die zusammen mit Mörike ausgedachte Insel Orplid schon vorher mehrfach literarisch bevölkert hatte. Er übte dabei recht deutlich Kritik an den herrschenden politischen Verhältnissen mit Breitseiten gegen den König und den Adel, während Mörike seine Kritik eher verschlüsselte. Dass die Exotik Orplids nicht schlechterdings von den heimatlichen Gefilden wegführte, wurde durch Namen wie etwa ein Gebirge «Groosmampfler» deutlich; die politischen Anspielungen sind demgegenüber weniger offenkundig. Da ist etwa die Fee Thereile, für gut informierte Zeitgenossen Mörikes eine Verwandlung von Therese und damit ein Hinweis auf Therese Abel, die man als eine Nebenfrau des Kronprinzen und späteren württembergischen Königs Wilhelm kannte. Ungefährlich war diese Inszenierung nicht; aber für die ganze Orplidgeschichte war ja einer der Personen des Nolten-Romans die Verfasserschaft und damit die Verantwortung zugeschoben. Gaier bezeichnet dieses Arrangement sehr hübsch als «Blitzableiter der Demagogenverfolgung», und es hat offensichtlich gewirkt und Mörike vor einer Bestrafung geschützt.

Der anhaltende Umgang mit Orplid dokumentiert Mörikes Einbindung in den während der gemeinsamen Seminarzeit entstandenen Freundeskreis; und es ist diese auch in der Folgezeit vorhandene Vernetzung, die Mörikes politische Achtsamkeit und Kritik begründet. Es gab zwar keinen einheitlichen Zusammenschluss der Oppositionellen, aber es liefen doch Fäden hin und her, und die Zugehörigkeit zu den demokratischen

Gegenkräften blieb ein lebendiger Impuls. Deshalb sind dem Buch eine Reihe von Monika Küble beigegebenen Biographien beigegeben. Sie wenden sich ausführlicher den üblichen Verdächtigen zu, wobei diese Redewendung recht direkt verstanden werden kann, denn Überwachung und Verfolgung sind Leitmotive, und der Hohenasperg taucht immer wieder in den Lebensbeschreibungen auf. Auch Schubart wird angeführt, der zu Mörikes Zeit längst tot, aber in der Erinnerung stets gegenwärtig war. Ergänzend zu Mörikes «wichtigsten politischen Freunden» folgen noch 18 Kurzbiographien zum «weiteren Umkreis», in dem aber ebenfalls Verfasser einer mutigen öffentlichen Kritik vertreten sind.

Angeichts solcher die Urheber gefährdenden Auftritte liegt die Frage nahe, warum Mörike so sorgsam auf die Tarnung seiner Kritik bedacht war. Abgesehen davon, dass sein zurückhaltendes Wesen und seine Krankheiten demonstrativen Aktionen im Weg standen, war er angewiesen auf seine Arbeit im kirchlichen Dienst und später auf außerordentliche Dotationen, jedenfalls auf herrschaftliches Wohlwollen. Dazu kam aber die familiäre Belastung, dass sein Bruder Karl einem Strafverfahren unterlag, in das – ohne konkreten Vorwurf, eher als Maßgabe der Sippenhaft – auch Eduard einbezogen wurde, der fortan unter strikter Beobachtung stand. Der Schuldspruch gegen Karl kam wegen einer politischen Aktion zustande, die man sich fragwürdiger und kurioser nicht vorstellen kann: Karl Mörike, Amtmann in Oberschwaben, strebte nach Höherem und suchte die Belohnung durch die Regierung, indem er übereifrig die Verfolgung des Täters aufnahm, der in seinem Amtsbezirk Plakate mit regierungsfeindlichen Parolen ausgehängt hatte – aber er hatte die Plakate selbst mit verstellter Schrift gemalt, was nicht verborgen blieb.

Rund zwei Jahrzehnte nach der Orplid-Geschichte erschien das Märchen vom Stuttgarter Hutzelmännlein. Mörike hatte es lange in seinem Kopf bewegt und dabei immer wieder neue Motive und Handlungsstränge bedacht. Es ist so

viel bunte Vielfalt in das Märchen gewandert, dass sich die erzählten Vorgänge durchkreuzen oder auch unversehens auftauchen und wieder verschwinden. David Friedrich Strauß, gut Freund mit Mörike, sah in dem Knäuel von Geschichten ein «wahres Mausnest von Fabeleien, die durcheinander krabbeln, ohne Plan, ohne Schürzung und Lösung eines Knotens», und immer wieder ist die fehlende Struktur des Ganzen kritisiert worden. Ulrich Gaier dagegen sucht die Struktur herauszuarbeiten. Er sieht in die verwickelte Handlung zwei historische Ebenen eingezogen. Die zweite betrifft das 19. Jahrhundert und reicht an Mörikes Gegenwart heran, die erste dagegen führt zurück ins Mittelalter. «Wohl vor fünfhundert und mehr Jahren» setzt die Geschichte ein. Gaier nimmt das sehr konkret und geht von der feierlichen Hochzeit aus, die 1318 die Tochter Eberhards I. von Württemberg mit einem Hohenberger Grafen zusammenführte, und er verfolgt über die nächsten Jahrzehnte hinweg politisch einschlägige Verwicklungen, Kriege und Heiraten, immer mit dem Seitenblick auf Mörikes Erzählung, in der er Parallelen findet – etwa in der Form: «Die Lau heißt im 14. Jahrhundert Isabella von Aragon». Handfester werden die Vergleiche mit den Geschehnissen auf der zweiten Zeitebene, wobei, dem Gesamtthema verbunden, auch hier pointierend Zusammenhänge hergestellt werden. Der Koch, der die schöne Lau küsst, wird in Gaiers Interpretation zum Urheber der Schwangerschaft der Nixe, und dies erinnert an den öfter von Mörike attackierten württembergischen König Wilhelm und seine Frauengeschichten.

Das Mausnest von Fabeleien wird durch die historischen Verbindungslinien nicht unbedingt übersichtlicher, und man darf wohl die Frage stellen, ob im Überschwang des Entdeckungsabenteuers nicht allzu viele historisch-politische Zusammenhänge hergestellt wurden. Ulrich Gaier sieht die von ihm aufgedeckten Anknüpfungen als Ergebnis einer konsequenten und verschiedentlich mit Freunden besprochenen Planung des Autors. In manchen Fällen trifft

das zu und ist entsprechend belegt. Insgesamt aber ist gewiss auch von der Möglichkeit schneller Assoziationen auszugehen, wo sie in der Fabel einer Dichtung angeboten wurden. Bei dem «politisch literarischen Versteckspiel» liegt der Akzent möglicherweise mehr auf Spiel, weniger einem heimlichen politischen Programm geschuldet als der Lust, die Phantasien mit realistischen Farben zu beleben. Schließlich hat sich Mörrike bei seinen Freunden für seine leisere Tonart entschuldigt und seine Unfähigkeit bekannt, sich «lebhaft in einer Angelegenheit auszulassen, wo ich meinen Wirkungskreis nicht DIRECT (so von ihm hervorgehoben) vor mir sehe». Diese einschränkenden Rückfragen ändern aber nichts an der Wirkung des Buchs, wie sie schon im ersten Satz des Vorworts resümiert ist: «Sie werden den verträumten schwäbischen Dorfpfarrer nicht mehr erkennen, wenn er Ihnen mit hellwachen, «knitzen», oft zornigen Augen aus unserem Buch entgegenschaut.»

Hermann Bausinger

Uta Süße-Krause und Martin Neher

Maulbronn. (Kunst & Kultur.)

J. S. Klotz Verlagshaus Neulingen 2019.

239 Seiten (davon 166 deutsch,

73 englisch und französisch) mit

140 Farbfotos. Fest gebunden € 29,90.

ISBN 978-3-946231-22-6

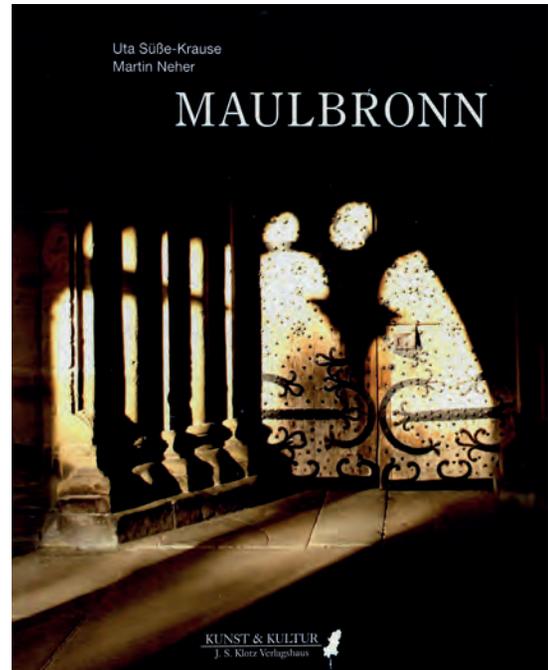
Um über Maulbronn ein neues Buch herauszubringen, muss man sich schon etwas Besonderes einfallen lassen; schier unerschöpflich ist bereits das Angebot. Dass hier etwas Besonderes vor einem liegt, wird gleich beim ersten Durchblättern klar: Fotos von einer Brillanz und Schönheit ähnlich der Perfektion, die dem ganzen Zisterzienser-Kloster Maulbronn anhaftet, reihen sich aneinander. Der Zauber, der jeden Besucher überkommt und den man kaum in Worte zu fassen vermag, findet in diesem Buch seinen bildhaften Niederschlag.

Dass es sich bei Maulbronn um die am besten erhaltene mittelalterliche Klosteranlage nördlich der Alpen handelt, dass Maulbronn seit 1993 Weltkulturerbe ist, dass die lückenlose Geschlossenheit der Anlage

einmalig ist und dass die Architektur zum schönsten gehört, was man sich vorstellen kann, braucht man Lesern der «Schwäbischen Heimat» kaum mitteilen. Auch wer Maulbronn gut kennt, wird immer wieder gerne dieses Buch zur Hand nehmen und sich die Stimmung, die er bei einem Konzert oder anlässlich einer Führung oder eines Gasthausbesuchs genossen hat, herbeiholen. Wie erst wird es Lesern gehen, die Maulbronn noch nicht mit eigenen Augen gesehen haben? Maulbronn bekommt

zwei Sterne auf der Landkarte, das bedeutet: «Eine Reise wert!» Am Schönsten, stellt sich der Rezensent vor, muss es sein, an einem schönen Sommertag mit dem Buch durch die Klosteranlage zu schlendern, sich hier und da niederzulassen und die entsprechenden Seiten zu lesen. Denn die begleitenden Texte beschreiben die Klosteranlage, ihre Architektur und Kunstschatze sehr eindrücklich, nicht zu kurz und nicht zu ausführlich. Sie wurden geschrieben von einem, der Maulbronn in- und auswendig kennt und anderen fachkundig zeigen kann.

Hinterlegt sind den Texten Auszüge aus der Mönchsregel des Benedikt von Nursia, die in 73 Kapiteln die wesentlichen Inhalte für das Zusammenleben der Mönchsgemeinschaft enthält. «Bete und arbeite» ist die bekannteste Regel. Platziert sind diese Regeln an Bild- bzw. Textstellen, bei denen der Leser bewusst wird, dass Maulbronn so gebaut wurde, dass diese Regeln gelebt werden konnten. Und so kann der Leser eintauchen in die Lebenswelt der Mönche, die zweifelsohne auch ihre angenehmen Seiten hatte, die aber in erster Linie geprägt wurde von harter Arbeit – und eben von Gebeten, die die Räumlichkeiten des Klosters durchdrungen haben. So schön das Buch ist – es beschränkt sich im



Wesentlichen auf die Klosteranlage. Dass zum Weltkulturerbe auch die Umgebung gehört, wird auf gerade mal zwei Seiten und in fünf Fotos erwähnt und gezeigt. Die Weinberge mit den kolossalen Trockenmauern, die Seen und die ehemalige Wasserversorgung, die Grangien der Umgebung, all das wäre vielleicht doch noch ein paar Seiten mehr wert gewesen, damit zum Ausdruck kommt: Maulbronn in seinem umschlossenen Mauerring ist Teil einer großartigen Kulturlandschaft, die mit dem Kloster eng verbunden ist und auf die das Kloster angewiesen war. Nun gut, die Autoren haben sich an die Benediktinerregel 67,5 gehalten (und diese auch abgedruckt), der zufolge die Klosterbrüder gehalten waren, niemandem zu erzählen, was sie außerhalb des Klosters gesehen und gehört haben, weil dies nur großen Schaden anrichte. Hinsichtlich schöner Bücher ist über diese Regel allerdings doch die Zeit hinweggegangen...

Sämtliche Texte sind in englischer und französischer Fassung abgedruckt, was dem Buch internationales Flair gibt und es als Geschenk auszeichnet. Also: Auch wer schon Literatur zu Maulbronn im Regal stehen hat: Dieses Buch lohnt sich, und zwar für einen selber wie auch für Gäste aus nah und fern.

Reinhard Wolf